

Leseprobe
aus organ 1/2014

© Schott Music, Mainz 2014

Selbstbewusste *Eleganz*

Die neue Seifert-Orgel der Dreifaltigkeitskirche zu Kaufbeuren (Allgäu)

Christoph Keggenhoff

Die evangelisch-lutherische Stadtpfarrkirche zur Heiligen Dreifaltigkeit in Kaufbeuren an der Kaiser-Max-Straße ist der älteste genuin reformatorische Kirchenbau im Allgäu. Das lutherische Gotteshaus entstand im Jahre 1604 durch Aus- und Umbau eines repräsentativen Profangebäudes, dessen Existenz ab 1504 urkundlich belegt ist. Im selben Jahr hatte es der Habsburger Kaiser Maximilian I. zunächst erworben, der häufig in der alten Reichsstadt zu Gast war. Im vergangenen Jahr erhielt die Dreifaltigkeitskirche eine neue Hauptorgel von der niederrheinischen Firma Orgelbau Romanus Seifert.

[...]

1881 erstellte die Werkstatt Steinmeyer aus Oettingen, die schon an der Zimmermann-Orgel gearbeitet hatte, ein Angebot zum Neubau einer Orgel mit der Übernahme eines großen Teils des Pfeifenwerks. Da von der Zimmermann-Orgel keine Disposition vorliegt, erlaubt lediglich die detaillierte Aufstellung von Steinmeyer auch Rückschlüsse auf deren Klanggestalt. [...] Abgesehen vom teilweise übernommenen Pfeifenwerk handelte es sich um einen technischen Neubau mit 26 Registern auf mechanischen Kegelladen und freistehendem Spieltisch mit Blick in den Kirchenraum. [...] Das Projekt wurde im Jahr 1885, nun mit 27 Registern und deutlich gestiegenen Kosten, realisiert. Nach rund 15 Jahren musste die Orgel wegen einer Kirchenrestaurierung abgebaut werden, um, nach Abschluss der Arbeiten im Jahr 1901, mit neuem Gehäuse wieder aufgestellt zu werden.

DIE SCHMID-ORGEL VON 1964

Nach dem Zweiten Weltkrieg waren umfassende bauerhaltende Arbeiten an der Dreifaltigkeitskirche dringend erforderlich. Auch die Orgel, welche unter erheblichem Schädlingsbefall litt, war ein Thema der Beratungen. Die Idee einer Instandsetzung mit großem Umbau,

durch den auch mehr Platz auf der Empore gewonnen werden sollte, wurde letztendlich zugunsten eines Neubaus fallen gelassen. Sicherlich boten auch die Einflüsse der Orgelbewegung einen gewichtigen Grund, kein frisches Geld mehr in eine romantische Orgel zu stecken, der von der Fachwelt keinerlei Wertschätzung mehr entgegengebracht wurde.

Den Auftrag für den Neubau erhielt der junge Kaufbeurer Orgelbauer Gerhard Schmid (1925–2004); es sollte sein bis dahin größtes Orgelwerk werden. Als starker Verfechter der „Orgelreformbewegung“ war es sein Ziel, ein Musterbeispiel eines kunsthandwerklichen Orgelwerks zu bauen, mit strenger Orientierung an den Bauprinzipien des Barock, ohne Weiterentwicklungen auf technischem und klanglichem Gebiet außer Acht zu lassen.

Ursprünglich hatte die Kirchengemeinde ein Instrument mit 35/III/P bestellt. Gerhard Schmid – selbst Gemeindeglied – erweiterte die Orgel im bereits fertig geplanten Gehäuse auf eigene Kosten um 22 Register. Zu Hauptwerk, Brustwerk und dem erweiterten Rückpositiv und Pedalwerk kamen noch das kombinierte Schwellwerk / Kleinpedalwerk und das in einer Fensternische auf der ersten Empore platzierte schwellbare Unterpositiv. Dieses bildete mit dem Rückpositiv eine Sinneinheit und war ebenso dem ersten Manual zugeordnet. Abgesehen vom Geschenk an seine Kirche ging es ihm auch darum, die Machbarkeit einer so großen Orgel (57 Register, 5 Manualwerke und Pedal, spielbar von einem viermanualigen Spieltisch) mit mechanischer Spieltraktur zu beweisen. Die Orgel konnte 1964 in Dienst gestellt werden.

Intensiv genutzt und klanglich geschätzt, wurde die Freude an diesem Instrument doch bald getrübt, denn die kühne Konstruktion führte, auch bedingt durch die umfangreichen Erweiterungen auf engstem Raum, zu Funktionsstörungen. Dringender Handlungsbedarf war spätestens gegeben, als der statisch ungenügende Emporenboden unter der Last des Orgeltragwerks nachgab. Im Zusammenhang mit den Planungen zu einer großen

Kirchenrenovierung zum 400-jährigen Jubiläum wurde versucht einen Weg zu finden, um die Schmid-Orgel zu erhalten. Die Arbeiten zur Verbesserung der Emporenstatik erforderten den Komplettausbau der Orgel. Doch hier zeigte sich, dass die Instandsetzung und der Wiederaufbau einen Aufwand verursachen würden, der die Kosten eines Neubaus erreicht, ohne künftig überhaupt eine dauerhaft einwandfreie Funktion garantieren zu können. Im Jahr 2008 fielte der Kirchenvorstand dann die Entscheidung für einen Orgelneubau; die Schmid-Orgel wurde komplett an einen französischen Orgelbauer verkauft.

ZIELSETZUNG FÜR DIE NEUE ORGEL

Im Sinne der angestrebten Nachhaltigkeit war es nun das Ziel, den Bau einer Orgel ins Auge zu fassen, die gleichermaßen ein Zeugnis hoher klanglicher und technischer Qualität ist. Eine klare Konstruktion in einem eleganten Gehäuse, die Verwendung hochwertiger Materialien, eine durchdachte Disposition mit ausgeprägter Klangcharakteristik und eine angenehm-elegante Spielbarkeit sollten helfen, dass auch kommende Generationen – trotz allem Wandel in der Musikipflege – dieser Orgel Wertschätzung entgegenbringen. All dies wurde intensiv diskutiert und erläutert, so dass es schließlich gelang, viele Menschen vor Ort von diesem Projekt zu überzeugen. Nach eingehender Prüfung fiel die Wahl auf die niederrheinische Orgelbauwerkstatt Romanus Seifert & Sohn aus Kevelaer. Wie schon bei den Vorgängerorgeln wurde auch das neue Instrument von zahlreichen Mitgliedern und Förderern der Dreifaltigkeitskirchengemeinde finanziert.

STANDORT UND KONSTRUKTION

Der Standort für die neue Orgel musste nicht erst ermittelt werden, es sollte nämlich der bisherige sein. Dieser auch akustisch hervorragende zentrale Ort auf der zweiten Empore über dem Altar lenkt die Blicke des Besuchers beim Betreten der Kirche zwingend auf das Instrument. Eine solche visuell starke Präsenz zeigt sich auch schon auf alten Fotos mit der Steinmeyer-Orgel von 1885. Diese überzeugende historische Vorlage war einer der Gründe, weshalb der Denkmalschutz keine Einwände gegen das nun realisierte Gesicht des neuen Instruments hatte. Auch die neue Orgel sollte kein Rückpositiv haben. Dass der Platz dafür, nach den nun noch geringeren Maßvorgaben, nicht mehr ausreichte, kam klanglichen Überlegungen durchaus entgegen, für die das von der Orgelbewegung einseitig bevorzugte norddeutsche Klangideal nicht zwangsläufig als dominierendes Vorbild dienen sollte. Im Gegensatz zum werkteiligen Dialogisieren in der norddeutschen Orgelkunst ermöglichte hier die Unterbringung in einem Gehäuse eher das verschmelzende Zusammenführen des Klangs im Sinne des süddeutschen Orgeltypus. Das für den Einbau der Schmid-Orgel entfernte Brüstungssegment



Die Renaissance-Fassade der Dreifaltigkeitskirche zu Kaufbeuren

konnte original erhalten wieder aufgefunden und eingebaut werden. Musikalisch begründet und historisch untermauert konnte diese glückliche Entscheidung gefällt werden – denn es kommt ja durchaus vor, dass Denkmalpfleger mit getrübtetem Verhältnis zur Orgel im historischen Kirchenraum der Illusion erliegen, man könne ein so großes Musikinstrument durch Form und Farbe „verschwinden“ lassen. Das zwangsläufige Scheitern dieser Absicht wurde hier ausgeschlossen, so dass das Resultat der sorgfältigen Überlegungen sich heute als klares Bekenntnis zur Orgel zeigt. Die äußere Gestalt sollte – und dies passt wunderbar zum Gesamtkonzept – vom Verständnis der im Verlauf der Jahrhunderte weiterentwickelten Formensprache des Kirchenraums zeugen und selbst Teil dieses Prozesses werden. Damit wurde eine moderne Orgelfassade selbstbewusster Eleganz geschaffen, die mit dem Raum harmoniert, ohne sich anzubiedern.

Die neue Orgel sollte, trotz des verantwortungsvollen Umgangs mit den finanziellen Mitteln, dem Raum und seiner Bedeutung adäquat sein. Zwar kleiner als die Vorgängerorgel, war es doch eine Herausforderung, in einem Gehäuse – ohne Rückpositiv und Unterpositiv – ein schlüssig disponiertes, grundstimmreiches Werk unterzubringen. Um genügend Platz auf der Empore zu schaffen und auch das zeitweise Dirigieren des Chors vom Spieltisch zu ermöglichen, bedurfte es einer klugen, zugleich kompakten und doch großzügigen Konstruktion. Dazu wurde das Untergehäuse rechts und links nach hinten eingezogen und somit eine Sichtlinie zum Chor geschaffen. Durch den auf der Vorderseite nun parallel zur Emporenbrüstung verlaufenden Gehäusegrundriss wurde neben einer komfortableren Durchgangsmöglichkeit nicht zuletzt auch eine elegante optische Anbindung an den Schwung der Empore erreicht. Der Spielschrank ist mittig in das Untergehäuse eingebaut. Die Mechanik der drei Manualwerke ist hängend angelegt und spielt sich, auch aufgrund der sparsamen Austuchung, komfortabel mit klarer Rückmeldung.



Der mittig ins Untergehäuse eingebaute Spieltisch; die Mechanik der Manualwerke ist hängend angelegt.



Das für den Einbau des Rückpositivs des Vorgänger-Instruments (Schmid) entfernte zentrale Brüstungssegment konnte original erhalten wieder aufgebaut werden.

Selbst drei mechanisch gekoppelte Werke überfordern die Kräfte des Spielers nie.

Das Hauptwerk ist direkt hinter den großen Prospektfeldern untergebracht, dahinter, eine halbe Etage tiefer, das Pedalwerk. Auf der Ebene der beiden höher gelegenen, kleineren Prospektfelder befinden sich vorne das Positiv und hinten das Schwellwerk, flankiert von den größten Pfeifen des Pedalwerks. Mittels gut begehrter Leitern und Stimmgänge sind alle Bereiche des Instruments zu Wartungs- und Stimmungszwecken leicht erreichbar. Der innere Aufbau der Orgel ist im Wesentlichen eine Konstruktion aus massiver Eiche; auf solideste Verarbeitung wurde Wert gelegt. Das Schwellwerkgehäuse wurde aus zwei Schalen gefertigt, außen in Eiche und innen in Fichte, wodurch eine große dynamische Wirkung erreicht wurde. Die Abstrakten der Spieltraktur bestehen aus einjährigem Fichtenholz, die Wellen aus Stahl, zum einen wegen des geringen Platzbedarfs, zum anderen wegen der Torsionssteifigkeit.

Der Bau der rein elektrischen Registertraktur mag auf den ersten Blick als ein Abweichen vom selbst gesetzten Qualitätsmaßstab anmuten. Das Klangkonzept mit seinen auch symphonischen Möglichkeiten rechtfertigt den Einsatz von Spielhilfen, doch hätte mancher hier wohl eine doppelte – also mechanisch-elektrische – Registertraktur erwartet. Abgesehen von der sicherlich auch willkommenen Kostenersparnis waren zwei andere Gründe ausschlaggebend: die platzsparende Bauweise, die eine Entspannung des inneren Aufbaus bewirkt, und die geräuschärmere Arbeitsweise – gerade das ist in diesem hellhörigen Raum von Bedeutung. Die Erfahrungen mit Doppelregistertrakturen in den letzten Jahrzehnten zeigen, dass das Bewegen recht großer Massen durch starke Elektromagneten sogar massiv gebaute Mechaniken erheblich beansprucht. Der daraus resultierende Verschleiß bringt beim Schalten unerwünschte „perkussive Effekte“ ins Spiel. Dazu kommt, dass dann auch die Zuverlässigkeit beeinträchtigt wird, womit eines der Hauptargumente für die doppelte Registertrak-

tur in Frage gestellt wird. Hier in der Orgel der Dreifaltigkeitskirche ziehen Elektromagneten die Schleifen, gesteuert von einem bewährten Computer mit unzähligen Speicherplätzen. Die in vielen Orgeln genutzten Magneten haben gezeigt, dass sie mehrere Jahrzehnte zuverlässig funktionieren; der Computer (Setzeranlage) wird, bei regelmäßiger Pflege (!), deutlich länger arbeiten als der heimische PC und lässt sich, wenn nötig, mit relativ wenig Aufwand ersetzen.

DER KLANGAUFBAU

Ausgangspunkt der Überlegungen zum Klंगाufbau war zunächst ein „barockes“ Konzept. Damit wollte man dem Reichtum protestantischer Orgelmusik des 17. und 18. Jahrhunderts gerecht werden wie auch der guten Durchhörbarkeit des Kirchenraums, die ideal für eine Intonation mit klaren Vorläufertönen ist. Bezog man nun noch den mitteldeutschen und süddeutschen barocken Orgeltypus mit seinem reichen Fundus an differenzierten Grundstimmen in die Überlegungen mit ein, so war eine Grundlage geschaffen, die sich als geeignete Basis für die Ausdehnung der stilistischen Möglichkeiten erwies. Mit dem Wunsch nach größerer musikalischer Bandbreite begab man sich auch in das Spannungsfeld zwischen Kopie und Universalorgel. Hier galt es, eine überzeugende, tragfähige und damit (hoffentlich) dauerhafte Lösung zu finden, was sich ja gleichermaßen im technischen Aufbau niederschlagen sollte. Da von der Vorgängerorgel nichts übernommen werden musste und von den früheren Instrumenten nichts mehr erhalten war, sah man sich in der Planung ungebunden. Zugute kamen dem Projekt dabei auch die Entwicklungen und Erfahrungen im Nachkriegsorgelbau der letzten Jahrzehnte und damit auch die Chance, aus dessen Fehlern zu lernen ...

... mehr erfahren Sie in Heft 2014_02